



Foto: Erica Loos

Dass mein Großvater, der Schriftsteller Albrecht Goes, ein besonderer Mensch war, habe ich als Kind daran gemerkt, dass er einfach so vom Mittagstisch aufstehen durfte, wann er wollte, ohne dass ein Wort fiel – weder von ihm noch von den anderen Familienmitgliedern. Nicht dass etwa das Essen bereits beendet gewesen wäre! Nein, wir löffelten alle noch vor uns hin. Aber er stand plötzlich auf und ging weg. Von uns weg, dorthin, wohin ihn seine Gedanken führten, an einen Ort mit Tisch, Papier und Stift. Oben unter dem Dach war sein Arbeitszimmer. Dort schrieb er. Man ließ ihn allein. Und dieses Alleinsein war ein geheimnisvoller Raum.

Sieben Leben

**Sieben Leben möchte ich haben:
Eins dem Geiste ganz ergeben,
So dem Zeichen, so der Schrift.
Eins den Wäldern, den Gestirnen
Angelobt, dem großen Schweigen.
Nackt am Meer zu liegen eines,
Jetzt im weißen Schaum der Wellen,
Jetzt im Sand, im Dünengras.
Eins für Mozart, für die milden,
Für die wilden Spiele eines.
Und für alles Erdenherzleid
Eines ganz, und ich, ich habe –
Sieben Leben möchte ich haben! –
Hab ein einzig Leben nur.**

Sieben Leben möchte ich haben

Albrecht Goes zum 100. Geburtstag

Diese Ohren wollten Worte hören, die etwas umspielten und färbten und besangen. Es gefiel ihm, sich ein genaues

Von Tanja Jeschke Mittags durfte einer von uns Enkelkindern ihn zum Essen holen. Mit der Glocke läuten oder die Treppen hinaufsteigen, anklopfen und dann vielleicht sogar eintreten. Die Arbeit, in die er schwer versunken war, konnte man nicht sehen. Sie war um ihn herum und kam aus ihm heraus. Und wie er da gebeugt saß und seinen Stift und seine Brille nicht gleich fortlegte, sondern einen winzigen Moment lang gar nicht hörte, dass jemand ihn rief – das hat mir gefallen. Wenn wir dann zusammen die Treppe herunterstiegen, kam er Stufe für Stufe heraus aus dieser unsichtbaren Arbeit, plauderte herzlich mit mir und wollte alles wissen, was ich zu erzählen hatte. Seine eigene Welt blieb oben im Dachzimmer.

War sie nicht wichtiger als die andere?

Warum sonst wurde meinem Großvater so zugehört wie keinem anderen? Abends saß er in seinem roten Polsterstuhl mit der Kipplehne. Kein Sessel! Ein Sessel hätte nie zu ihm gepasst: viel zu bequem, viel zu groß die Gefahr, in dumpfer Gemütlichkeit zu versinken! Er saß da, die Bücher um sich, die Zeitungen, und mischte sich selten ein in das allgemeine Geplauder. Es schien ihm jedoch nicht zu missfallen, er hörte womöglich ganz gern zu, vielleicht hörte er auch nicht zu, wer weiß. Wenn er dann aber etwas sagte, wurde ihm auf jeden Fall zugehört. Und wenn ich auch als Kind kaum verstand, worum es ging, begriff ich doch, dass galt, was er sagte. Und dass es überhaupt etwas gab, das galt. Und dass man dem, was galt, zuzuhören hatte.

Sich da einmischen oder dazwischenreden – unmöglich! Gähnen, unaufmerksam sein – unmöglich! Ihm eine patzige Meinung an den Kopf knallen – undenkbar! Diskutieren – ein hoffnungsloses Unterfangen! Kommentieren, analysieren – nicht der Rede wert!

Zuhören und Erzählen – das waren die Weisen, wie man mit ihm im Gespräch sein konnte. Und zu erzählen gab es immer etwas, denn in seiner Gegenwart war es ganz ausgeschlossen, etwa zu meinen, man hätte „nix Besonderes“ erlebt. Nein, mindestens eine kleine Begebenheit musste immer genau erzählt werden. Seine gespitzten Ohren schienen die erzähltauglichen Geschehnisse geradezu heraufzubeschwören. Denn es kam dabei gar nicht so sehr darauf an, was passiert war oder wieso oder was man vielleicht Schlaues wusste.

Bild zu machen, sich etwas gut vorstellen zu können. „Ach!“, rief er dann und seine Augen staunten, weit offen, wach und blau. Er war ein Augenmensch und legte großen Wert darauf, am Sonntag Oculi (lateinisch: die Augen) geboren zu sein.

Geboren am 22. März 1908 in Langenbeutingen im Hohenlohischen, wuchs Albrecht Goes nach dem frühen Tod seiner Mutter bei der Großmutter in Berlin auf und durchlief den typischen Bildungsweg eines schwäbischen Pfarrerssohns: Seminare in Schöntal und Urach, Studium der Theologie im Tübinger Stift. Dort wohnte er in der sowohl Respekt wie Inspiration einflößenden „Hölderlinstube“ und begann zu dichten. Mit zwanzig Jahren entschied er sich „für das Wort“. „Ich will sagen, was ist, und wecken, was sein könnte“ – in seinem poetischen Selbstverständnis waren die Schöpferkraft der Sprache und das Wort der Heiligen Schrift eng verknüpft. Bildung, Wissen, dichterische Imagination und Glauben gehörten bei ihm zusammen, seine Liebe zur diesseitigen Welt in ihrer Vielfältigkeit verband sich mit der Geistes- und Herzenswelt des Glaubens und der Dichtung in einer ganz einzigartigen Selbstverständlichkeit.

1930 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband im Selbstverlag, 1933 eine Sammlung von Gedichten und Betrachtungen in der Deutschen Verlags-Anstalt, seit 1935 erschienen Gedichte und Prosa bei S. Fischer, seine Mörike-Biografie, klein und erfolgreich, kam 1938 bei Cotta heraus.

1933 heiratete er Elisabeth Schneider, drei Töchter kamen zur Welt. Dann brach der Zweite Weltkrieg aus, den er als Lazarettpfarrer vor allem in der Ukraine durchlitt. Tief erschrocken kehrte er in sein Pfarramt in Gebersheim bei Leonberg zurück.

Diese Erfahrungen haben sein Schreiben verändert, beunruhigt, sein humanistisches Weltbild durchkreuzt. Und ihn einer großen Öffentlichkeit bekannt gemacht. Die Novelle *Unruhige Nacht* wurde verfilmt, in viele Sprachen übersetzt und war über Jahre Schullektüre, auch die Erzählungen „Das Brandopfer“ und „Das Löffelchen“ werden heute noch viele kennen. Die deutsche Schuld gegenüber den Juden, um die es hier geht, ließ ihn auch den christlich-jüdischen Dialog suchen: Martin Buber, für den er 1953 die Laudatio zum



Foto: privat

Porträt

Porträt

Großvater hatte sie persönlich gekannt, von denen wir nur aus der Literaturgeschichte wussten. Und weder er noch meine Großmutter noch wir wurden je müde, die Anekdoten von Max Picard und den Karlsbader Oblaten zum x-ten Mal hervorzuholen oder die von Annette Kolb und ihrem Führerschein oder die von Katja Manns Zunge, die zum Fürchten spitz war. Sie saßen alle um uns herum: Fontane vor allem und Mörike, Thomas Mann, Hofmannsthal und Goethe. Handke hießen sie

Friedenspreis des Deutschen Buchhandels hielt, wurde zum Freund, 1978 erhielt Goes die Buber-Rosenzweig-Medaille.

Mein Großvater war ein ernsthafter Mensch, aber ein heiterer. Er kannte ein „strenges Glück“, aber auch die „Leichtigkeit der Seele“, die er vor allem in Mozarts Musik so liebte. Er ging seine eigenen Wege, aber er blieb immer ein Gegenüber und stand mit vielen Zeitgenossen im Briefwechsel.

Er konnte auf gemeinsamen Spazierwegen auf einmal weit vorauslaufen, für sich, die Hände auf dem Rücken, und genauso konnte er plötzlich zur Tür hereinkommen, ganz hier, ganz bei uns, die prall gefüllte Einkaufstasche über der Schulter, und mit großzügiger Armbewegung etwas besonders Gutes auspacken. „Da!“, sagte er und stellte ein Cassis-Eis auf den Tisch, als sei es der Inbegriff des Wunderbaren. Und schaute uns an mit blitzenden Augen wie ein Kind, dem eine Überraschung gelungen ist.

Es kam mir im Haus meiner Großeltern immer ein bisschen so vor, als würde das Leben aus lauter beinahe feierlichen Besonderheiten bestehen. Was redete die gewöhnliche Menschheit eigentlich immer vom grauen, spärlich belichteten Dasein? Hier saßen wir bei Kerzen und Cassis-Eis und hatten Leuchtendes zu erzählen!

Das Literaturarchiv in Marbach! Die große Gottfried-Benn-Ausstellung! Der Dichter Christian Wagner aus Warmbronn! Hölderlin in Tübingen! Nichts wie hin! Und all die tausend Bücher, die man wunderbarerweise noch nicht kannte! Aber Albrecht Goes kannte sie, er hatte seine Bücher um sich wie alte Freunde. Und sie standen ihm zur Verfügung wie dienstbare Boten. Mitten im Gespräch zitierte er die Zeile eines Gedichts, stand auf, holte das Buch und fand gleich die Stelle. Oder er drückte einem ganz plötzlich irgendein Buch in die Hand, gerade so im Vorbeigehen, ganz unvermittelt und ohne ein Wort zu sagen oder zu erwarten. Dann stand man da mit dem Buch und musste gucken, was damit jetzt anzufangen war. Es war auf jeden Fall etwas damit anzufangen und man musste auf jeden Fall herausfinden, was. Aber sagen musste man es nicht unbedingt.

Wie konnten wir gemeinsam in den Büchern stöbern und immer wieder Schätze ausgraben: Original-Briefe von Thomas Golo und Erika Mann, Romano Guardini, Ilse Aichinger, Hans Carossa, Hermann Lenz, Zeichnungen von Hermann Hesse. Bis spät in die Nacht saßen wir draußen auf dem Efeubalkon beim Trollinger, erzählten und hörten zu. Mein

nicht unbedingt und nicht Wallraff, Walser oder Hochhuth. Sie hießen Rilke, Lessing, Benn und Hölderlin und Marie Luise Kaschnitz, all die „großen alten Vollkommenen“.

Was ihm fremd war und unzugänglich schien, das konnte er sehr gut beiseitelegen und übersehen. Ein Abenteurer war er nicht. Fremde Kontinente hat er fast nie besucht, fremde Kulturen haben ihn kaum beschäftigt. Er blieb in jeder Hinsicht am liebsten zuhause und vertiefte sein Leben lang und mit unerschöpflichem Gedächtnis, was ihm lieb und wert war.

In seinen letzten Lebensjahren wurde Albrecht Goes immer stiller. Schließlich ging er auch nicht mehr hinauf in sein Dachzimmer. Er saß auf seinem roten Stuhl mit der Kipp- lehne hinter seiner Zeitung, hinter seinen Büchern, vielleicht las er gar nicht mehr, er teilte mit ihnen sein Schweigen und schaute uns mit seinen hellen Augen lange an.

Ein Jahr vor seinem Tod am 23. Februar 2000 hat es sich gefügt, dass wir in seine Nachbarschaft zogen, in der Zeit seines Abschieds täglich bei ihm sein konnten. Der geheimnisvolle Raum hat ihn umgeben, wie immer und ganz vertraut. Ich habe ihn dort getrost allein lassen können. //

Soeben ist eine Broschüre zu allen Goes-Veranstaltungen in Baden-Württemberg 2008 erschienen. Infos unter www.stuttgart.de

Zum Weiterlesen:

Albrecht Goes, **Gedichte**. 2008. 200 Seiten, 14 Euro (Auswahl letzter Hand aus seinem gesamten lyrischen Werk)

Was wird morgen sein? Erzählungen. 2008. 352 Seiten, 9,95 Euro

Mit Mörike und Mozart. Studien aus fünfzig Jahren. 2004. 304 Seiten, 9,90 Euro

(alle S. Fischer, Frankfurt a. M.)

Mörike. Mit einem Vorwort von Wolfgang Frühwald. Ulrich Keicher Verlag, Warmbronn 2004. 96 Seiten, 12 Euro

Tanja Jeschke, geboren in Südafrika, studierte Germanistik und Evangelische Theologie in Göttingen und Heidelberg und lebt seit 1999 in Stuttgart. Sie schreibt Geschichten, Essays und Romane für Erwachsene und Kinder, ist verheiratet und hat eine kleine Tochter.